Zeitschrift: Schweizer Spiegel

Herausgeber: Guggenbühl und Huber

Band: 38 (1962-1963)

Heft: 3

Artikel: Meine erste grosse Lebensenttäuschung : Antworten auf unsere Rundfrage

Autor: [s.n.]

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-1074037

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 13.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Meine erste grosse Lebensenttäuschung

Antworten auf unsere Umfrage

Es ist, wie die Welt eben ist, nicht erstaunlich, dass unsere Umfrage ein grosses Echo hatte: Fast jeder Mensch erlebt Enttäuschungen, die in seinem Herzen jene grosse, ideale und schöne Welt zusammenreissen, die er sich als Kind in den ersten Lebensjahren aufgebaut hat. In der Regel aber wird zugefügtes Leid im Laufe eines Lebens verarbeitet, und der Glaube an das Gute bleibt glücklicherweise durch solche Ereignisse selten endgültig verschüttet.

Unter all den uns berichteten Erlebnissen indessen finden sich einige, die Abgründe öffneten, welche sich nie wieder geschlossen haben. Sie sind mit ihrem offensichtlich zugefügten Unrecht jedermann sofort verständlich. Andere sind weniger herzzerreissend, und manche mögen dem Unbeteiligten sogar belanglos erscheinen, es sei denn, dass er Ähnliches erfahren musste und dass er sich dann plötzlich ganz persönlich von etwas getroffen fühlt, das er längst vergessen glaubte.

Diese Erfahrung zeigt uns, wie weit wir oft davon entfernt sind, den anderen überhaupt noch verstehen zu können, und wie wenig wir das Wichtigste ernst nehmen — unsere Seele und die Seele des anderen. Dazu möchten diese traurigen Begebenheiten aufrufen, gerade in der Adventszeit.

Wir bringen hier eine erste Auswahl aus den eingegangenen Antworten; eine zweite folgt in einer späteren Nummer. Red.

Der Teddybär

Da saß ich also vor dem Essen am Tisch der Pflegeeltern, bei denen ich erst seit ein paar Wochen lebte, meinen alten abgeschabten Teddybären an mich drückend. Ich liebte ihn wie eine Mutter ihr Kind, war er doch noch von zu Hause; alles hatte ich bisher mit ihm geteilt.

Plötzlich drang mir die etwas ungeduldige Stimme der Pflegemutter ins Bewußtsein: «Söllsch en weg tue! Mer nimmt Bäbi bi öis nöd an Tisch!»

«Min gääla ...» stotterte ich.

«Chum mit» sagte sie jetzt, zog mich hinter dem Tisch hervor und ... öffnete das Ofenloch. Jetzt begriff ich jäh ... Aber das kann nicht sein, das kann nicht sein ... Ich lächelte schwach, hatte das Gefühl als zöge sich mein Herz zusammen, dachte, das sei wohl eine mir unbekannten Art, mit mir zu spaßen. Aber das Grauenhafte erfüllte sich: Sie riß ihn mir aus

dem Arm, warf ihn in den Ofen, stopfte Papier nach und zündete an ... Es schmerzte unsinnig, und es war mir, als würde es in meiner Mädchenwelt ganz dunkel. ***

Kein richtiger Sonntag

Mein Vater hatte wenig Zeit für uns Kinder. Werktags nahm ihn das Geschäft in Anspruch, und am Sonntag widmete er sich ausschließlich seinem geliebten Garten, den Blumen, Gänsen und Enten. Es war deshalb eine ganz große Ausnahme, als er an einem Sonntagmittagessen verkündete, heute dürfe ich mit ihm eine Geflügelausstellung besuchen. Ich freute mich unglaublich!

Schon von weitem hörte man die Hühner gackern. Am Eingang saß ein Mann an einem Tischchen und verkaufte Lose, die an einer Schnur aufgezogen lustig in der Luft baumelten. Mein Vater trat mit mir hinzu und erlaubte mir, eines auszuwählen. Mit klopfendem Herzen rupfte ich ein schönes rotes heraus. Der Vater erklärte mir, daß ich es bis am Schluß unseres Besuches gut aufbewahren solle, denn vielleicht gewinne ich etwas.

Ich hielt das Los krampfhaft in meiner Hand, während wir all das Federvieh besahen, stundenlang. Große gelbe, schwere Hühner wechselten mit zierlichen schwarzen Tierchen, die glänzten wie die Stare im Frühling. Auch entdeckte ich zu meiner großen Freude eine ganze Abteilung mit Kaninchen und wechselte dort mein Los, das schon ganz heiß und zerknittert war, von der rechten in die linke Hand, damit ich durch das Gitter die herzigen ‚Chüngeli' streicheln konnte. Ich bat meinen Vater, mir doch einmal ein ‚Chüngeli' zu kaufen, das sei mein sehnlichster Wunsch. Aber er wollte nichts davon wissen und meinte, man könne sich doch nicht darauf verlassen, daß ich das Tier gut pflegen und ihm alle Tage den Stall misten würde. Da kam mir der Gedanke: «Vielleicht gewinnst du mit dem Los ein Kaninchen?» Das Herz wollte mir dabei zerspringen! Aber ich sagte nichts.

Als der Rundgang zu Ende war, schritt mein Vater stillschweigend dem Ausgang zu. Aber ich hatte mein Los nicht vergessen. Ich zupfte ihn schüchtern am Ärmel und machte ihn auf mein Los aufmerksam. Wir kehrten nochmals um und traten an einen Tisch, wo ein Mann die Lose in Empfang nahm und dann jeweils geheimnisvoll hinter den Vorhang griff, um den gewonnenen Preis hervorzuholen. Wir mußten lange warten, und mein Vater wurde etwas ungeduldig. Endlich kam ich an die Reihe und reichte mein zerknülltes Zettelchen hin. Der Mann lächelte, griff hinter den Vorhang und hielt mir – nein, kein Kaninchen, aber ein prächtiges, rotleuchtendes Geranium hin! Stolz, meiner Mutter ein Blumenstöckli heimbringen zu können, wollte ich danach greifen, als mein Vater mit barscher Stimme eingriff und sagte: «Das Geranium chöit dr bhalte, mir hei sälber e Huuffe deheim!» Er drehte sich um und lief durch die Wartenden dem Ausgang zu ... während mir die Tränen in Strömen über die Wangen liefen. ***

Das Sprüchlein

Mein erster Schultag steht mir noch in frischer Erinnerung. Ich war auf einem einsamen Bauernhof aufgewachsen und kam so nur ganz selten mit fremden Menschen in Kontakt – bis ich eben in die Schule mußte.

Nachdem uns die Lehrerin gesetzt hatte, fragte sie uns, wer ein Sprüchlein wisse. Ich war stolz, mich sogleich bewähren zu können, und streckte auf, ohne lange zu überlegen. Ich durfte es aufsagen! Laut und deutlich kam es aus dem Herzen: «Mit Gott fang an, mit Gott hör auf, das ist der schönste Lebenslauf!» – Schallendes Gelächter antwortete mir! Verwundert und enttäuscht blickte ich umher. Was gab es denn über unser Tischgebet zu lachen? Das Schönste hat mir dieses Lachen in den Schmutz gezogen. ***

Die Schachtel

Wir wohnten damals im Thurgau. In der fünften Klasse hatte ich eine Freundin, die ich über alles liebte und bewunderte. In der Schule saßen wir nebeneinander, und in der Freizeit waren wir unzertrennlich.

Ich besaß eine Puppe mit einem Porzellankopf und ‚Schlafaugen', wie wir sagten. Sie hatte langes, blondes Haar und war als Tänzerin gekleidet. Sie hatte es Trudi angetan, die es verstand, dem toten Körper Leben einzuflößen, indem sie der Balleteuse Tanzstunden erteilte und ihr ein Füßchen vor das andere setzte. Aus Stoffresten nähte sie ihr stets neue Kleider, frisierte kunstvoll ihr Haar, und ich

bestaunte Trudi, wie ihr alles so leicht von der Hand ging.

Es war Frühling geworden. Beide Familien zogen gleichzeitig aus dem Dorfe weg. Trudi kam in die Nähe Frauenfelds und ich in die Umgebung Zürichs. Beim Abschied versprachen wir uns ewige Freundschaft. Trudi hatte sich schon von mir verabschiedet, als ich sie nochmals zurückrief. Mit klopfendem Herzen holte ich die Tänzerin und überreichte sie ihr: «Nimm sie als Pfand der Treue, behalte sie bis zu den Sommerferien, dann hole ich sie bei dir ab, wenn ich zu Nachbarn hierher reise.»

Die Sommerferien rückten heran. Ich freute mich unsinnig, Trudi und die Puppe wieder zu sehen. Ich schrieb ihr die Ankunft des Zuges und bat sie, mich zu erwarten. Ich hoffte, daß sie mich heimnehmen werde und ich mit einem spätern Zug weiterreisen könnte.

Schon aus dem Fenster erkannte ich sie am Bahnhof. Eilig stieg ich aus, rief Trudi und wollte ihr einhängen. Statt aber meinen Arm zu nehmen, schob sie mir kurzerhand eine Schachtel unter den Arm und verschwand hinter dem Güterschuppen ... Ich stand verdutzt da, schaute ihr nach, bis mich die Stimme des Kondukteurs aus meinem Sinnen schreckte: «Kleine, steig ein, sonst fahren wir ohne dich ab!» Sogleich kletterte ich die Tritte hinauf, setzte mich in die Ecke des fast leeren Wagens – und weinte.

Bei meinen Gastgebern angekommen, wartete ich ungeduldig auf den Moment, da ich allein war, um die Schachtel öffnen zu können. Mit zitternden Fingern nestelte ich die Schnur auf und hob den Deckel ab. – Da lag auf rosa Watte gebettet meine Tänzerin ... aber ... unbekleidet, die Schlafaugen eingedrückt, Arme und Beine stückweise daneben. – Mit einem Würgen im Halse schloß ich die Schachtel und verbarg sie in der hintersten Ecke eines Kastenfußes. ***

Das Bündnis

Es war in der zweiten Bezirksschulklasse. Nach der Pause trat unser Lehrer empört ins Zimmer und fragte uns: «Wer hat da draußen die Türfalle schwarz angeschmiert?» Niemand meldete sich. Er forschte weiter. Stille. Und dann gab es eine gesalzene Strafaufgabe: Viermal ein Gedicht abschreiben bis nächsten Montag!

Als es wieder läutete, stürmten alle ins Freie, und es kam zu einer aufgeregten Diskussion. «Wer ist es gewesen? – Du? – Du? Er soll sich doch melden!» – Das Ergebnis war eindeutig: keiner von unserer Klasse konnte als Täter in Frage kommen. «Also», so schloß ich, «ist auch diese Strafaufgabe unbegründet. Wir wollen und werden sie nicht machen!» Alle stimmten bei, und wir vereinbarten auf Ehrenwort, daß keiner auch nur eine Zeile schreiben werde.

Als der Lehrer am darauffolgenden Montag die Arbeit einziehen wollte, war er sehr überrascht, als keiner Miene machte, etwas abzugeben. Das Blut stieg ihm in den Kopf und zerknirscht meinte er zu seinem Lieblingsschüler: «Auch du, Hans? Das hätte ich von dir nicht erwartet!» – worauf unser Mitschüler unter die Bank griff und ... dem Lehrer die Strafaufgabe ablieferte!

Noch einmal donnerte der Lehrer: «Wer hat sonst noch die Strafaufgabe da? Die anderen können etwas erwarten!» Und da, ich traute meinen Augen nicht ... kam wahrhaftig eine Strafaufgabe nach der anderen unter der Bank hervor! Außer mir waren nur zwei Landschüler dem Abkommen treu geblieben. Wir drei bekamen es dann mit dem Stock zu spüren! «Verrat!» kam es mir über die Lippen. ***

Keine Ideale

Endlich fand ich Zeit zu einem Besuche bei meiner Tante in L. Mit kleinem Gepäck war ich unterwegs zum Bahnhof, als ein Auto neben mir anhielt: Es war Herr D.

«Wohin geht denn die Reise?» rief er mir freundlich zu. «Ich muß nach L.» «Das liegt an meiner Strecke. Wenn Sie wollen, nehme ich Sie mit.»

Ich fühlte mich sehr geehrt. Herr D. ist ein angesehener Mann und hat viel erlebt. Froh gelaunt stieg ich ein, und schon bald erzählte Herr D. sehr interessant von seinen Auslandreisen.

«Allzu schnell wird unsere schöne Fahrt zu Ende sein», meinte er schließlich, und dann beim Aussteigen drückte er mir freundlich die Hand und sagte: «Ich möchte nächstens einmal mit Ihnen ausgehen. Sie verstehen, mit Ihnen allein.» Ich stutzte und wurde nachdenklich, erwiderte dann aber scherzhaft: «Wo denken Sie hin, das geht doch nicht.» «Natürlich läßt sich das einrichten, wenn Sie einverstanden sind. Abgemacht, ich hole Sie morgen Abend ab. Also bis dahin alles Gute.»

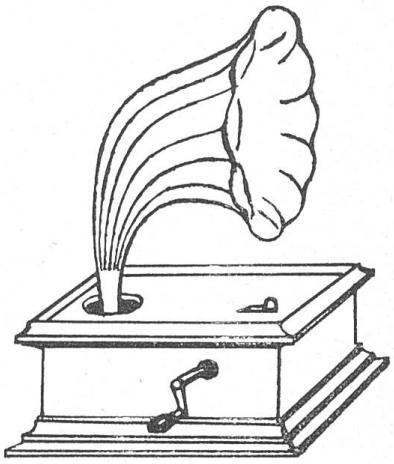
Jetzt verging mir das Scherzen: «Aber was stellen Sie sich denn vor? Was würde Ihre Frau dazu sagen?» «Hören Sie, mein Kind, ich muß Ihnen etwas sagen: Mit meiner Frau bin ich immer korrekt, aber ich kann mich doch treffen mit wem ich will! Sie sind noch jung und haben jene Vorstellung von Ehemännern, wie sie im Buche steht. Die Ehen sind nicht so ideal, ein jeder sucht sein Vergnügen, wo er will.»

Ich traute meinen Ohren nicht. So also sah es aus in der Welt dieses ‚großen' Mannes? – Von Entsetzen gepackt, stieg ich aus, schlug die Wagentüre zu und lief weg. Ich dachte an Henry, der so jung war wie ich, und wünschte diese trügerische Welt zum Teufel. ***

Der grosse Wunsch

Ich war ein Einzelkind. Wer selbst keine Geschwister hatte, weiß, wie einem da oft zumute war. Zu jedem Fest, Weihnachten oder Ostern,

---



aus Erlebnissen um Erfindungen

«IN 14 TAGEN IST DER KRIEG BEENDET»

Dies erklärte mir ein Erfinder im Frühjahr 1916, als die ganze Menschheit das Ende des Ersten Weltkrieges herbeisehnte. Das Wunder sollte durch ein knalloses Geschoß bewirkt werden. «Wenn Sie sich vorstellen, daß diejenige Partei, die über meine Erfindung verfügt, den Gegner massenweise umlegen kann, ohne daß dieser überhaupt etwas hört, dann werden Sie die Bedeutung meiner Erfindung erkennen!»

Da ich als Anwalt dem Erfinder zu einem Patent verhelfen sollte, fragte ich ihn, wie es sich mit der Durchschlagskraft des neuen Geschosses verhalte. Ich erhielt die beruhigende Zusicherung, es halte in dieser Hinsicht jeden Vergleich mit der bisherigen Munition. Immer noch skeptisch, ersuchte ich den Erfinder, mir einige der neuen Patronen zum Ausprobieren mit meinem Revolver zur Verfügung zu stellen.

Das wollte er nun nicht tun. Dafür lud er mich zu einem Versuch ein. Ich besuchte ihn an einem Abend an seinem Wohnort auf dem Land. Der Erfinder nahm sein Ordonnanzgewehr, machte einige der neuen Patronen bereit, die sich äußerlich von der bisherigen nicht unterschieden. Ich mußte in der Stube warten, er stieg in den Dachraum, entfernte einige Ziegel und führte sein Experiment aus. In die Stube zurückgekehrt, nahm er vor mir mit seinem Gewehr Achtungstellung an und sagte: «Und jetzt?»

Darauf konnte ich ihm nur sagen, daß ich deutlich gehört habe, daß er zweimal geschossen habe und daß ich dabei nicht den Eindruck gewonnen habe, daß das knallos sei.

Das sei darauf zurückzuführen, bemerkte der Erfinder, daß er es diesmal scheinbar zufälligerweise «mit der Mischung nicht so ganz richtig getroffen» habe, s o n s t wickle sich die Sache ganz knallos ab. Ich bat ihn nun, mir einige mit der «richtigen Mischung» versehene Patronen zu überlassen, damit ich selber einen Versuch durchführen könnte.

Wenn auch zögernd, stimmte der Erfinder diesem Verlangen zu. Und einige Tage später erhielt ich tatsächlich die Patronen. Ja, als ich den Versuch durchgeführt hatte, mußte ich ihm sogar recht geben, daß es diesmal wirklich fast ganz knallos ging, aber . . . die Kugeln fielen mir vor die Füße. Und der Krieg ging weiter! ***

Geburts- oder Namenstag, wurde ich mit Spielsachen förmlich überschüttet, und das, obwohl auf allen meinen Wunschzetteln stets nur ein Wunsch figurierte: «Ich möchte eine kleine Schwester, sonst gar nichts.» Aber der Wunsch ging nie in Erfüllung.

Als ich fünf Jahre alt war, sagte eines Tages meine in unserem Hause wohnende Gotte zu mir: «Jeannettli, jetzt hast du ein Schwesterchen. Komm, wir gehen es anschauen. Es ist in der Klinik.» Vor Freude wußte ich mich kaum zu fassen. Und als ich dann vor dem Kindlein stand, betrachtete ich das winzige Bündelchen aufgeregt und wollte es natürlich sofort mit heimnehmen. Aber meine Gotte erklärte mir: «Nein, das geht nicht. Das Maiteli ist nicht dein richtiges Schwesterlein. Es gehört der Tante. Es ist dein Kusinli!» Das war ein Scherz, den ich bis heute nicht vergessen habe.

***

Die Büseli

Die Ferien, die unsere Familie jeweils in einem kleinen Engadinerdorf verbrachte, waren eine herrliche Zeit für meine Schwester und mich; jeder Tag brachte uns Stadtkindern Neues, Aufregendes.

Eines Tages sprang ich, übermütig den leeren Milchkessel schwingend, wie jeden Morgen ins benachbarte Bauernhaus hinüber. Stürmisch begrüßte mich der Hund, ich schaute mit der Bäuerin nach dem kranken Huhn und trat dann, fröhlich singend, den Heimweg an.

Da entdeckte ich hinter dem großen Brunnen den Bauern, um ihn herum miauten die herzigen kleinen Büsi. Schon wollte ich freudig hinzueilen, um ein bißchen mit ihnen zu spielen, als ich jäh im Laufe innehielt: Der Mann packte eines dieser weichen, zutraulichen Wollbündel und schlug ihm mit einem Holzscheit auf den Kopf! Dann warf er es achtlos in den Wasserablauf. Zuerst starrte ich fassungslos hin – und dann begriff ich, was da geschehen war. Im Innersten aufgewühlt rannte ich nach Hause. Wie war das möglich?

***

Die Lieblingsspeise

Unsere Omama liebten wir alle sehr. Sie verstand es ausgezeichnet, uns mit Lieblingsspeisen zu verwöhnen. Bei ihr bekam ich immer meinen Schlagrahm mit Erdbeeren oder mit anderen Früchten!

Sobald sich die Omama zum Festschmaus an den Tisch setzte, durfte ich mich zwischen ihre Beine stellen und hin- und herschaukeln, während sie mir die Götterspeise einlöffelte. Es war für mich das schönste Erlebnis bei meiner Großmutter.

Einmal besuchte ich sie, nachdem meine beiden jüngeren Schwestern und ich uns eben von einer Krankheit erholt hatten. Wir sollten noch tapfer Fischtran trinken. Während meine Geschwister diese Prozedur ohne Widerstreben auf sich nahmen, schnürte es mir jedesmal die Kehle zu, wenn die Tranflasche auch nur auf dem Tisch stand. Fluchtartig mußte ich dann das Zimmer verlassen, wenn ich nicht erbrechen wollte. – Bei diesem Besuch nun stand die offene Tranflasche auch auf dem Tisch der Omama. Ich durfte wieder Schlagrahm essen. Schüchtern schlich ich zur Großmutter mit der Bitte: «Ich möchte aber nur Schlagrahm essen. Ich will keinen Fischtran!»

«Komm näher und iß!» ermunterte sie mich und reichte mir wirklich den Schlagrahm. Allmählich verlor ich mein Mißtrauen und schaukelte zufrieden hin und her, während sie mir meine Lieblingsspeise einlöffelte... Plötzlich aber schmeckte es nach Fischtran! Die Großmutter klemmte mich zwischen ihren Beinen fest und wollte mir eben den zweiten Löffel hineinzwängen. Verbissen preßte ich meine Lippen zusammen. Nun drückte sie mir die Nasenlöcher zu, und ich mußte den Mund öffnen, wenn ich atmen wollte. Sofort steckte sie mir den zweiten Löffel Tran in den Mund. Noch bevor ich schlucken konnte, hatte sie allerdings die Bescherung. – Von da an war es vorbei mit dem Vertrauen und der Liebe zu Omama.

***

Karl der Grosse

Lang ist's her! Ich war damals noch ein kleiner Bub, als mir mein älterer Bruder sagte: «Gang go luege, sobald de Kaiser Karl uf em Großmünschter-Turm ghört Elfi lüüte, rüert er e ganzi Zaine voll frischi Weggli obenabe!»

Ich traute der Sache nicht recht, aber als mir diese Aussage mit einem «Sicher uf Eer» (dies war die höchstmögliche Bekräftigung) bestätigt wurde, fand ich mich am folgenden Tag auf der Helmhausbrücke ein und wartete voller Spannung auf die Dinge, die da kommen sollten. Meine Erwartung stieg auf den

Höhepunkt, als Schlag Elf von all den nahen Kirchtürmen die Glocken ertönten. – Aber nichts geschah, rein nichts. Unbeweglich schaute Kaiser Karl in die Weite.

Enttäuscht und dem Weinen nah zog ich nach Hause und teilte dort das Ergebnis mit, worauf mein Bruder die nötige Aufklärung gab: «Ich han dr ja gsäit: Sobald er *ghört* Elfi lüüte ... Aber dä isch ja us Stäi. Dä ghört nüüt!»

Noch heute, wenn ich am Limmatquai vorbeigehe, kommt mir dieses Jugenderlebnis in den Sinn, und mein Blick wandert hinauf zu Kaiser Karl. Und die Sage mit den Weggli macht mich heute noch traurig. ***

Der Teller

Ich war damals drei oder vier Jahre alt. Meine etwas ältere Schwester und ich saßen mit unserer Mutter am Stubentisch beim Nachtessen. Wir zwei Mädchen plauderten fröhlich drauflos. Zwischendurch stellte ich einige Fragen an meine Mutter, die sie aber nie beantwortete. Sie war so still heute. Warum wohl?

Unbemerkt von uns Mädchen war mein Vater in die Stube getreten und stand beim Buffet. Ich wußte nicht, was los war, aber ich fühlte plötzlich eine unheimliche Stille. Und dann flog, wie aus heiterem Himmel ein Teller auf den Tisch, daß er nur so zerschmetterte! Erschreckt hielt ich inne und blickte zurück: Da stand er. Ich begriff: Er hatte den Teller geworfen.

Fragend blickte ich zu meiner Mutter. Sie weinte, ihr Kinn zitterte ... Und dann ging mir ein Licht auf... etwas zwischen Vater und Mutter stimmte nicht. So war es schon oft gewesen. Deshalb konnte sie meine Fragen nicht mehr beantworten, weil sie mit den Tränen kämpfte.

Mein Köpfchen wurde schwer und ich senkte es über den Teller. An diesem Abend wurde ich aus dem Paradies vertrieben. ***

Der Ringer

Mein Vater war in jungen Jahren ein gefürchteter Nationalturner. Seine Stärke war das Ringen. Für lokale Verhältnisse galt er als unüberwindlich. Bereits als kleiner Knirps wußte ich davon, prahlte mit meinem wunderbaren Vater und wurde deswegen von meinen Spielgefährten bewundert.

Damals fand in unserem Dorfe ein Turnerwettkampf statt. Meine Kameraden und ich umsäumten erwartungsvoll den Sägemehlring. Und, wie erwartet, stand mein Vater im Schlußgang! Startzeichen des Schiedsrichters, einige Sägemehlwirbel, und... ich traute meinen Augen nicht... mein Vater lag auf dem Rükken!

Weinend und mit hochrotem Kopf schlich ich mich vom Platze. Die Prestigeeinbuße bei meinen Kameraden war das kleinere Übel. Das Idealbild, das ich von meinem Vater hatte, war zerstört! ***

Der Kasperli

Das Kasperli-Theater stand im Mittelpunkt meiner Kinderzeit. Wenn die Mutter zu mir sagte: «Morgen gehen wir ins Kasperli-Theater», war ich voller Aufregung und konnte die ganze Nacht kaum schlafen.

So saß ich eines Tages wieder einmal neben vielen Kindern auf einer Parkwiese vor dem Kasperli-Theater. Und als zum Schluß der Kasper auf dem bösen Krokodil geritten kam, den Vorhang zuzog und mit lustiger Stimme sagte: «Auf Wiedersehen, ihr Kinder», rannte alles davon. Mich aber hielt es heute mit unwiderstehlicher Gewalt zurück. Ich ging die paar Schritte bis zum Kasperli-Häuschen und tastete schüchtern mit den Fingern über die mit buntem Stoff bespannten Wände. Dahinter hörte ich Geräusche. Ich schob eine Bank heran, stellte mich darauf und wollte hinter den Vorhang sehen. Aber ich war nicht groß genug. Ich wagte einen Blick um die Ecke und war erstaunt, daß das Haus von hinten offen war. Ein Mann hantierte dort. Erschrocken stellte ich mich hinter einen Baum, bis der Mann herauskam und die Bänke zusammenstellte. Dann huschte ich hinein und schaute mich erwartungsvoll um ... Das Kasperli-Haus war leer. Nur in der Ecke stand eine Holzkiste mit bunten Stoffresten. Und wie ich genauer hinsah, erkannte ich in jähem Schreck: Das sind ja all die lieben Gestalten, die noch vor wenigen Minuten geheimnisvoll belebt auf dem Fensterrahmen saßen! Erregt trat ich näher, faßte den Kasperli, der obenauf lag, vorsichtig an seinem Kleidchen und hob ihn langsam hoch. Aber ... der Kopf und auch die Arme und die Beine, die waren alle aus Holz ... Der Kasperli war tot! Ich ließ ihn fallen, und es

gab ein häßliches Geräusch, als sein Holzkopf auf den hölzernen Drachen fiel. Mit dem Fingernagel kratzte ich den Lack von seiner Nase. Es war ein unendlich trauriges Bild. Eine Zauber- und Märchenwelt brach in mir zusammen.

***

Der Eierkuchen

Glückstrahlend nahm ich ein prächtiges, goldgelbes Stück Eierkuchen entgegen, welches mir unsere Nachbarin zum Lohn für eine kleine Besorgung reichte. Ich war damals 5jährig.

Wie ich nun selig mit meinem Kuchenstück in der Hand nach Hause eilte, begegnete ich Frau B. Sie stand hinter ihrem Gartenzaun und schaute mich freundlich wie immer durch ihre kleinen Brillengläser an. «Ei schau», rief sie plötzlich, «du blutest ja an deinem kleinen Finger. Komm zeig einmal her!»

Ahnungslos hob ich meine Hand mit dem Eierkuchen zu ihr hoch. Wo sah sie wohl Blut, ich konnte keines sehen? Da biß die alte Frau schnell ein tüchtiges Stück von meinem schönen Eierkuchen ab! Wie angewurzelt stand ich da, während Frau B. sich kichernd nach ihrem Unkraut bückte... Dann rannte ich, zutiefst empört und enttäuscht, mit großen Tränen auf den Backen nach Hause. Noch heute kommt mir dieses Erlebnis jedesmal in den Sinn, wenn ich Eierkuchen esse.

***

Das Velo

Es war im Sommer nach Kriegsende 1945. Freude und Erleichterung entzündete eine Flamme der Hilfsbereitschaft. In der Tessinerstadt, in der ich als externer Primarschüler ein Knabeninstitut besuchte, wurde mit mächtigem Eifer zu Gunsten des Roten Kreuzes gesammelt. In der Schule selbst entschlossen sich die Patres zu einer groß aufgezogenen Tombola. Erster Preis und begehrtes Prunkstück des reichen Gabentisches war, wie wir damals in unserem Bubenjargon sagten, ein «supermaximales» Herrenfahrrad.

Zusammen mit meinem Bruder setzte ich mich für die gute Sache ein. Die Lose fanden spielend Absatz, und ich warb in meiner Verkaufstätigkeit auch bei einem sehr wohlhabenden kinderlosen Fabrikanten-Ehepaar, das mit meinen Eltern befreundet war. Herr C. empfing mich wie immer sehr liebenswürdig, und die Dame kaufte gleich drei Lose mit der Bemerkung: «Du darfst die Lose für dich behalten, ich habe sowieso kein Glück!»

Der Tag der Verlosung kam – und auf der Bühne des Theatersaales stand zuallerletzt nur noch *das* Velo. Oft haben mein Bruder und ich davon geträumt, auch mit offenen Augen. Welch beglückender, für uns unerreichbarer Besitz! Zitternd vor Aufregung torkelte ich, unter dem aufmunternden Beifall und den Bravorufen meiner Kameraden zur Bühne. Eines meiner Lose hatte den Haupttreffer gezogen! Wie der Sieger eines Radrennens wurde ich zur Ehrenrunde im Hof der Schule angefeuert. Der Bubentraum war greifbare Wirklichkeit geworden. Als ich tags darauf mit dem gleich frohen Gedanken erwachte, stand meine Mutter mit besorgter Miene an meinem Bett: «Du mußt leider das Fahrrad Frau C. übergeben. In der Zeitung hat sie die Nummer des gewinnenden Loses als die ihre erkannt.»

An diesem Vormittag beachtete ich die freundlichen Gesichter unserer Nachbarn nicht.

VEXIERBILD VON DER JAHRHUNDERTWENDE

Wo ist die Prinzessin?

Den Gruß des Briefträgers ließ ich unbeantwortet. Langsam, mühsam schob ich das Fahrrad die Straße hinan. Unbeobachtet stellte ich es in den Garten der Villa. ***

Vater und Tochter

Bei einem Anlaß in der Mittelschule lernte ich W., einen sympathischen Poly-Studenten kennen. Wir verliebten uns, und es entstand eine echte, tiefe Liebe. Ich war jubelnd glücklich.

Nun wollte es das Schicksal, daß mein Vater beruflich einen Prozeß gegen den Vater von W. verloren hatte und wirklich Nachteiliges von diesem Manne wußte. Ohne W. einmal gesehen zu haben und ohne irgend etwas von ihm zu wissen, entschied er deshalb, daß eine Bekanntschaft zwischen seiner Tochter und dem Sohne jenes Mannes gar nicht in Frage komme.

Seine an Haß grenzende persönliche Abneigung, die Ungerechtigkeit, einen Menschen zu verurteilen, den man gar nicht kennt, empfand ich als so groß, daß das Verhältnis zu meinem Vater auf Jahre hinaus schwer gestört war und nie mehr so wurde, wie es ohne diese schlimme Erfahrung bestimmt geblieben wäre. Es waren andere Gründe, die W. und mich später auseinander brachten. Heute, als glückliche Gattin und Mutter, bedaure ich dies gar nicht mehr. Ich bedaure nur dieses komische «Etwas», das ich meinem guten Vater gegenüber jetzt noch verspüre. ***

Die Gratifikation

In mein erstes Lehrjahr fiel ein Jubiläum der Lehrfirma. Aus der Buchhaltung war durchgesickert, daß dieser Anlaß nicht nur mit einem großartigen Personalfest gefeiert werde, sondern den Angestellten überdies den doppelten Monatslohn eintrage! Mit sechzig statt mit dreißig Franken, mit sechs Fünfernötchen extra ließen sich große Wünsche erfüllen, überlegte ich mir.

Benommen vor Aufregung nahm ich am Monatsende das Zahltagstäschchen aus der Hand des jovialen Direktors entgegen, eilig stotterte ich den besonders herzlichen Dank, riß hinter der Tür das Säcklein auf und begann zu zählen ... der Kassier mußte sich verrechnet haben! – Leider nein! Er hatte sich beim Abzählen nicht geirrt: Das Lehrmädchen hatte nicht zu jubilieren, nur die Angestellten erhielten die Jubiläumszulage! ***

Der unverdiente Holzschopf

Es war kurz vor Ende des Ersten Weltkrieges. Als kaum 11jähriger Knabe mußte ich aus gesundheitlichen Gründen zu einem Aufenthalt in ein Kinderheim. Meine Eltern veranlaßten, daß ich für einige Wochen an einen guten Ort in der Innerschweiz kam, wo ich Genesung und Erholung finden konnte. Eine Fürsorgerin, in meinen Kinderaugen eine reiche, elegante Dame, begleitete mich an meinen Bestimmungsort. Schon die lange und schöne Eisenbahnfahrt übertraf alle meine spannungsreichen Erwartungen. Auf halber Fahrt unterbrach meine Begleiterin die Reise und stieg mit mir in einem noblen Hotel ab, wo uns ein Mittagsmahl aufgetragen wurde, wie ich es in all meinen Kinderjahren bisher nie zu essen bekommen hatte.

Im Kinderheim selbst fühlte ich mich wahrlich wie im Himmelreich. Das Heim war gebaut wie ein Schloß auf aussichtsreicher Anhöhe. Wir Kinder wurden von Rotkreuz-Schwestern gehegt und gepflegt, sogar verwöhnt. Nur wenn es zu übermütig herging, drohte man uns mit dem nahen Holzschopf, wo die Mäuse und Ratten hausten ...

Eines Tages kehrte die ganze Kinderschar mit den Pflegerinnen von einem schönen Spaziergang zurück. Auf dem gepflästerten Vorplatz fiel einer der Jüngsten hin, verletzte sich am Kopfe und begann markdurchdringend zu schreien. Da kam die Leiterin des Kinderheims, die uns unter dem Portal erwartete, direkt auf mich zu, gab mir einen Klaps und behauptete: «Du hast den Kleinen umgestoßen!» Mit Tränen in den Augen beteuerte ich meine Unschuld, denn ich war wirklich unschuldig. Wutentbrannt über meine «Lüge» riß sie mich sodann auf ihr Büro und verklopfte mir den Hintern. Und immer kräftiger beteuerte ich: «Ich habe es nicht getan!»

Und dann kam ich in die gefürchtete Holzhütte ... beim Wäldchen. Ich spürte die Ratten und Mäuse (die allerdings nur in meiner angstvollen Einbildung existierten) an den Beinen. Nach einer halben Stunde, die für mich eine Ewigkeit war, wurde ich wieder befreit. Aber von dem erfahrenen Unrecht befreite ich mich nie mehr! ***

Zurückgebracht

Ich war noch nicht ganz 5 Jahre alt, als mich meine Mutter zu ihrem wöchentlichen Besuch bei ihrer Freundin mitnahm. Wir Kinder spielten zusammen, während die Erwachsenen im Nebenzimmer plauderten. Felix stand mir altersmässig am nächsten.

An jenem Nachmittag hatte er einen neuen, grün bemalten Laubfrosch, der mir ganz besonders gefiel. Ich wollte deshalb immer mit dem Frosch spielen. Unten an seinem Bauch war eine Stahlfeder montiert, die einen lauten Quakton von sich gab, wenn man darauf drückte. Das war der Clou! Während ich mich voll Freude mit dem Laubfrosch unterhielt, fragte ich Felix, ob er mir den Laubfrosch schenke. Leider lehnte er energisch ab. Ich wußte mir nicht anders zu helfen: In einem günstigen Moment nahm ich ihm den Frosch einfach weg. Niemand merkte etwas bis ... ich daheim war. Schon im Hausgang stellte mich meine Mutter zur Rede, ob Felix mir den Frosch geschenkt habe? Ich weiß nicht mehr, was ich sagte, jedenfalls verriet ich mich. Die Mutter erklärte mir, daß ich den Frosch Felix sofort zurückbringen müsse, da er den Frosch auch gern habe und es sein Frosch sei. Sie schimpfte nicht, stellte mich nicht bloß und war mir nicht böse.

Schweren Herzens machte ich mich also auf den Weg, allein. Ich läutete, die Mutter von Felix öffnete, und ich fragte sie, ob ich noch ein wenig mit Felix spielen dürfe, da ich mir überlegt hatte, daß ich den Frosch wohl am besten einfach wieder ins Spielzimmer hineinzaubern sollte, so stillschweigend, wie ich ihn wegpraktiziert hatte. Aber das ging nicht. Bevor ich eingelassen wurde, sagte Frau B.: «Soo, du bringsch em Felix syn Laubfrosch wider zrugg, s Mueti hät mers scho am Telifon gsäit.» – Da fühlte ich mich von meiner heißgeliebten Mutter gründlich verraten! ***

Das neue Kleid

An einem strahlenden Sommersonntag überraschte mich meine Mutter mit einem neuen weißen Kleid, welches sie im Stillen für mich genäht hatte. Es gefiel mir außerordentlich gut. Ich war entzückt. Am Halsausschnitt und an den kurzen Ärmeln war es mit einer roten Tresse eingefaßt, alles paßte fabelhaft zu meiner schwarzen Pony-Frisur. Für mich war es einfach das schönste Kleid der Welt.

Mit Schwung zog ich das «Neue» gleich an und spazierte in den sonnigen Morgen hinaus. Voller Freude und Stolz klopfte ich bei einer Freundin meiner Mutter an, um ihr meinen schönen neuen Rock zu zeigen. Nach kurzer Musterung sagte diese Frau in einem ziemlich spöttischen Ton zu mir: «Hät dir dä Rock s Mami sälber püetzt?» «Ja», sagte ich voller Bewunderung. Worauf sie statt eines Lobes meinte: «Jä lueg nur sälber, da isch es aber nöd eso schön püetzt, und det au gar nöd. Das het dänn dys Mami scho echli schöner törfe mache!»

Tränen der Wut und Empörung stiegen mir in die Augen. So eine Beleidigung meiner lieben Mama! ***

Etwas Gutes ...

Zu unserer Nachbarschaft gehörte eine Familie mit zwei kleinen Mädchen. Als wir Kinder wieder einmal zusammen spielten, nahm eines der Mädchen meinem kleinen Bruder plötzlich seine Blockflöte weg und rannte davon. Er begann jämmerlich zu weinen, was mich veranlaßte, der Davoneilenden nachzurennen, um ihr das Beutestück abzujagen. Es entspann sich ein kleiner Kampf, in dessen Verlauf ich die Diebin wacker an ihren Zöpfen zog und ihr die Flöte entwand. Nach kurzem allseitigen Streit spielten wir aber bald wieder friedlich miteinander. Alles war vergessen.

Anderntags rief mich die Mutter meiner Spielgefährtin freundlich zu sich, hieß mich in die Stube kommen und sagte, sie hätte etwas Gutes für mich. Freudevoll rannte ich der Türe zu, die Frau nahm mich an der Hand und führte mich in die Stube. Auf meine frohe Erwartung folgte nun die beschämendste, erniedrigendste Enttäuschung: Kaum hatte nämlich die Frau die Türe hinter mir geschlossen, faßte sie meine beiden Zöpfe und schüttelte mich daran derart, daß ich Halt und Stand verlor, darauf hob sie mich auf die Knie, löste mir die Höschen und schlug mich bis sie müde wurde. Elend und tränenüberströmt lag ich hernach eine Weile auf dem Boden. Dann kam sie mit einem nassen Waschlappen, wusch mir das heiße Gesicht und schloß mich in ein Nebenzimmer, bis ich «verheult» hätte, wie sie sagte. Hier saß ich nun bis zu meiner Befreiung und lernte, was hassen heißt. ***